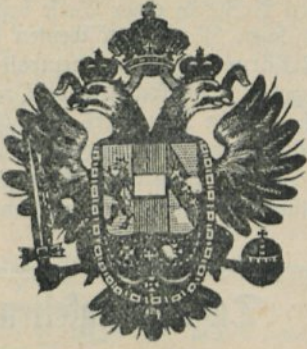


Laibacher Zeitung



Pränumerationspreis: Mit Postversendung: ganzjährig 20 K., halbjährig 15 K. Im Kontor: ganzjährig 12 K., halbjährig 11 K. Für die Zustellung ins Haus ganzjährig 2 K. — **Inserionsgebühr:** Für kleine Inserate bis zu 4 Zeilen 50 h., größere pro Zeile 12 h.; bei öfteren Wiederholungen der Zeile 8 h.

Die „Laibacher Zeitung“ erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Die Administration befindet sich Miklosichstraße Nr. 20; die Redaktion Miklosichstraße Nr. 20. Sprachstunden der Redaktion von 8 bis 10 Uhr vormittags. Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen. Manuskripte nicht zurückgestellt.

Telephon-Nr. der Redaktion 52.

Amtlicher Teil.

Nach dem Amtsblatte zur „Wiener Zeitung“ vom 13. September 1912 (Nr. 210) wurde die Weiterverbreitung folgender Preßzeugnisse verboten:

- Nr. 30 „Der Bedruf“ vom 31. August 1912.
 - Nr. 4 „Mladý Právník“ vom 5. September 1912.
 - Nr. 248 „Neodvislý denník Samostatnost“ vom 7. September 1912.
 - Nr. 19 „Koprivý“ vom 12. September 1912.
 - Nr. 37 „Neruda“ vom 7. September 1912.
 - Nr. 12 „Záduha“ vom 6. September 1912.
 - Nr. 64 „Komotauer Bote“ vom 7. September 1912.
 - Nr. 36 „Naše právo“ vom 6. September 1912.
 - Nr. 1 „Lidové proudy pro severovýchodní Čechy“ vom 6. September 1912.
 - Nr. 105 „Auffig-Karibiger Volkszeitung“ vom 7. September 1912.
 - Nr. 37 „Monitor“ vom 8. September 1912.
 - Nr. 858 „Prykarpatskaja Rus“ vom 6. September 1912.
- Das in Bologna bei der Tipografia A. Caragnani et Figli gedruckte und von Migiusto Bellini herausgegebene Buch: „La Crociera della Graziella“.

Nichtamtlicher Teil.

Ungarn.

Aus Budapest wird geschrieben: Der am Dienstag gefaßte geharnischte Beschluß des leitenden Ausschusses der verbündeten Oppositionsparteien hat der Regierung nicht geschadet und der Opposition nichts genützt. Es ist nunmehr evident, daß alle sachlichen Bedingungen, auch die Betonung der Dringlichkeit der Wahlreform, an welche dieser Beschluß die Wiederherstellung normaler Zustände im Parlament knüpft, von den linken Parteien nicht als Zweck, sondern als Mittel betrachtet und behandelt werden. Diese Bedingungen gehen über den nüchternen Friedensvorschlag des Ministerpräsidenten weit hinaus, die Opposition begnügt sich nicht mit der Möglichkeit der Kodifizierung des Immunitätsrechtes und der allgemeinen Revision der Geschäftsordnung auf Grund des Einverständnisses der gesamten Parteien, sie fordert „in entsprechender Form“ irgend eine „Reparation“ der angeblich rechts- und gesetzwidrigen Vorgänge, vermeidet es jedoch behutsam, zugleich die Art und Weise anzugeben, wie diese „Reparation“ eigentlich vorgenommen werden sollte. Die Krone aller „Bedingungen“ der Opposition ist aber die Forderung, Ministerpräsident von Lukacs und der Präsident des Abgeordnetenhauses Graf Tisza mögen ihre Plätze

schleunigst verlassen, da sonst alle Entwirrungsversuche total aussichtslos wären. Der Beschluß der Opposition — der freilich erst am nächsten Montag von den einzelnen Parteien der linken Eidgenossenschaft ratifiziert werden soll — kommt also einer förmlichen Kriegserklärung gleich, er kann in seiner heutigen Form von der Regierung und von der Majorität unmöglich als Verhandlungsbasis angenommen werden. Der Standpunkt des Herrn von Lukacs hat sich seit den Sommerferien nicht verändert: Will die Opposition einen ehrlichen Frieden auf rein sachlicher Grundlage, ohne ihrerseits mit diktatorischen Forderungen, die ihr als Minorität nicht gut anstehen, aufzutreten, so kann sie ihn jeden Augenblick haben; will sie aber die Regierung unter der Maske des Friedenssuchens in einen neuen Kampf hineindrängen, so wird die Regierung eben gezwungen sein, diesen Kampf aufzunehmen, und da mag die Opposition schon heute darauf gefaßt sein, daß Herr von Lukacs und auch Präsident Graf Tisza ihr eine vernichtende Niederlage bereiten werden. Die sich noch immer mehrenden Zeichen des Vertrauens, welche der Regierung von den Municipien und von den Wählern auch oppositioneller Bezirke entgegengebracht werden, sind gerade in dem Zeitpunkte der Fassung des oppositionellen Beschlusses von der Krone noch überboten worden. Der Monarch hat alle jene parlamentarischen und ministeriellen Funktionäre, die an dem Zustandekommen der Wehrgefeße tätigen Anteil hatten, mit hohen Auszeichnungen bedacht. Das ist kein Eingriff der hoch über den Parteien stehenden Krone in die Parteikämpfe, das ist das konstitutionelle Recht des Monarchen, die im Interesse des Landes erworbenen Verdienste zu würdigen. Am deutlichsten kommt dies wohl in dem an Herrn von Lukacs gerichteten Handschreiben zum Ausdruck, in welchem der Monarch den Ministerpräsidenten ausdrücklich seines „dauernden Vertrauens“ versichert — eine allerhöchste Vertrauenskundgebung pro futuro, wie sie wohl noch keinem ungarischen Kabinettschef zu teil geworden ist, eine Kundgebung, welche so viel besagt, daß Herr von Lukacs, falls der Frieden an den unmöglichen Forderungen der Opposition scheitern sollte, wohl ausgerüstet für den ihm aufgedrängten Kampf dasteht. Die Opposition würde im eigenen Interesse handeln, wenn sie nicht alle Brücken hinter sich verbrennt.

Attentate in Mazedonien.

Aus Saloniki wird geschrieben: Die Tätigkeit des mazedonisch-bulgarischen Komitees gestaltet sich immer reger, und es vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht eine Reihe von Gewalttaten gemeldet wird. In verschiedenen Städten wurden Attentate gegen Regierungsgebäude verübt, welche glücklicherweise nur geringen Schaden verursachten und auch sonst nicht den beabsichtigten Erfolg hervorbrachten, da sich die Bevölkerung trotz der immer tiefer gehenden Erregung ruhig verhielt. Auch das neue Bombenattentat, welches Organe des mazedonisch-bulgarischen Revolutionskomitees in Doiran verübten und das von entsetzlicher Wirkung war, vermochte die Mohammedaner, wie amtlich berichtet wird, nicht aus ihrer Gelassenheit zu bringen. Polizei, Gendarmerie und die in Doiran befindliche Militärabteilung sollen in muster-gültiger Weise dafür gesorgt haben, daß die Ordnung nicht weiter gestört wurde. Das Attentat fand auf dem Mehlmarke von Doiran statt, und zwar ist entweder eine große Bombe oder eine Höllemaschine in einem Getreidesacke dahin gebracht worden. Doiran ist ein kleines freundliches Städtchen am gleichnamigen See und liegt in einiger Entfernung von der Eisenbahnstation. Die Bevölkerung, die aus Türken, Bulgaren und Griechen besteht, betreibt Landbau und Fischerei. Die Zahl der Opfer ist amtlich noch nicht genau festgestellt, bisher verlautet, daß durch die Explosion 25 Personen, zumeist Mohammedaner getötet und über 30 Personen teils schwer, teils leicht verwundet wurden. Von den Schwerverwundeten wurden 19 Personen mit dem Postzuge nach Saloniki gebracht, eine größere Anzahl Verwundeter ist nach Serres geschafft worden, um im dortigen Spital behandelt zu werden. Die Behörden haben in Doiran die strengste Untersuchung eingeleitet, um den Täter auszuforschen, doch wird angenommen, daß es demselben längst gelungen sei, sich in Sicherheit zu bringen. Auch in Saloniki verhalten sich die Mohammedaner ruhig, weil sie wissen, welche Folgen durch Repressalien gegen die bulgarische Bevölkerung hervorgerufen werden könnten. Es verlautet, daß die bulgarischen Revolutionäre noch weitere Attentate gegen öffentliche Gebäude in verschiedenen Städten Mazedoniens planen.

Fenilleton.

Der neue Chef.

Skizze von Johannes Gwald.

(Nachdruck verboten.)

Endlich! — Durch den Postboten ward der Redakteur und ehrsame Junggeselle Hans Römer von schwerem Druck erlöst.

War es ihm doch nachgerade peinlich geworden, immer wieder noch länger in seiner jetzigen Stellung verbleiben zu müssen — länger als es des geduldigen Verlegers geduldigste Absicht sein konnte. — Vor reichlich sieben Jahren hatte man den fleißigen und strebsamen Redaktionsvolontär auf Grund guter Empfehlungen als Leiter des Lokaltalles in die Badestadt geholt und es war ihm gelungen, dem Vertrauen Ehre zu machen. Die in seine Hände gelegte Zeitung kam dank seiner Rührigkeit recht gut vorwärts.

„Ich lasse Sie nur ungern ziehen,“ hatte ihm sein Chef gesagt, als er ihm eines schönen Tages eröffnete, daß sie sich trennen müßten, „aber Sie sehen wohl selbst, daß mir die Verhältnisse keinen anderen Ausweg lassen.“

Der nunmehr 26jährige Sohn des Zeitungsverlegers hatte plötzlich Schriftstellerneigungen in sich entdeckt und mehrere unzweifelhaft gute Skizzen an das Blatt des Vaters gesandt. Nur zögernd hatte dieser sie seinem Redakteur gezeigt; aber bei Römer war das Gerechtigkeitsgefühl Sieger geblieben; ohne Bedenken hatte er sie dem Fenilletonteil der Zeitung einverleibt.

Weitere Beiträge waren gefolgt — und eines Tages hatte der Sohn die Absicht kundgegeben, den Offiziersrock auszuziehen und den Degen mit der Feder zu vertauschen. — Und da für zwei Redakteure das Blatt sowie der Ort zu klein, mußte Römer gehen, wenn er auch unbeschränkte Zeit erhielt, sich nach einer passenden Stellung umzusehen.

Und da hielt er — endlich! endlich! — den Brief in der Hand, der über sein weiteres Schicksal entschied. „Wir sind mit den von Ihnen gestellten Bedingungen einverstanden und sehen Ihrem Antritt zum 1. Oktober entgegen. Es soll uns freuen, wenn Sie in Ihrer neuen Stellung das finden, was Sie suchen. Auch wir sind keine Freunde öfteren Wechsels,“ hatte der Verlag des „Neuenburger Anzeigers“ ihm geschrieben.

Neuenburg? War das nicht die Stadt, aus der „sie“ seinerzeit hergekommen, um derentwillen eigentlich er heute noch Junggeselle war? Anna Gersdorff? Richtig! „Lehrer Arno Gersdorff, mit Familie, aus Neuenburg“ hatte er vor vier Jahren in dem Badeanzeiger gelesen, den er neben seiner Zeitung mitredigieren mußte.

Zwei Jahre hintereinander waren Gersdorffs als Sommergäste eingekehrt. Römer und die junge Lehrerstochter hatten viel miteinander getanzt und bei den Konzerten gar zu oft an einem Tisch gesessen. Wie es gekommen war, daß er einst bei einem Walzer ein zärtlicheres Anschmiegen der zierlichen Figur zu verspüren glaubte, daß er dann Hand in Hand mit ihr den Kursaal verlassen und sie erst wieder zur Besinnung gelangt

waren, als sie am Elterntische mit einem erstauten, halblauten „Na nu?“ empfangen wurden, wußte er selbst nicht. Nur hatte der alte, würdige Herr damals ziemlich unvermittelt das Zeichen zum Aufbruch gegeben; und am anderen Tage war er „in persönlicher Angelegenheit“ auf der Redaktion erschienen und hatte mit ernster Bestimmtheit Aufklärung verlangt über das sonderbare Benehmen des Tänzers vom vorigen Tage. Da war denn diesem das Blut in den sonst so kühlen Kopf gestiegen, und mit den Worten: „Ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin!“ hatte er bekannt, daß es ihm mit seiner Absicht ernst sei.

Aber da ging's an — mit Redakteuren, Schriftstellern und ähnlichen unsicheren Existenzen — und der rasch herbeigeführte Schluß lautete ziemlich wie: „Soll meine Tochter einmal heiraten, darf es nur was Sicheres sein, ein Beamter oder ein solider Geschäftsmann. Kein Windbeutel! Bitte, richten Sie sich danach und stören Sie unsere Kreise nicht wieder!“

Hans Römer hatte sich „danach gerichtet“, es aber doch nicht vermeiden können, daß er die Geliebte eines Abends noch einmal am Strande traf. Gar traurig sahen ihn die vom Weinen geröteten Angeln an. Er wollte ihr einige liebe Worte sagen, da aber hing sie plötzlich an seinem Halse. „Ich lasse dich nicht, Hans!“ Und unter Küssen gelobte er ihr, nicht eher ruhen zu wollen, bis der Ruhm eines großen Schriftstellers sich an seinen Namen geheftet habe. Dann war er mit seinem feli gen Schmerze davongestürzt.

(Schluß folgt.)

Politische Uebersicht.

Laibach, 14. September.

Wie aus Wien berichtet wird, hat der Obmann der christlichsozialen Vereinigung Baron Fuchs an den Ministerpräsidenten ein Schreiben gerichtet, worin er die tunlichst baldige Einberufung des Reichsrates urgirt. Auf dieses Schreiben erhielt Baron Fuchs ein längeres Antwortschreiben des Ministerpräsidenten, worin dieser den Wunsch zur Kenntnis nimmt, jedoch die Bemerkung daran knüpft, daß die Verhältnisse in einigen Landtagen, sowie die Verhandlungen in Böhmen und Galizien das Ministerium vorläufig noch nicht in die Lage versetzen, einen bestimmten Termin für die Wiederaufnahme der Tätigkeit des Abgeordnetenhauses ins Auge zu fassen.

Sektionschef Alexander J. Canfov im bulgarischen Handelsministerium erklärt in der „Neuen Freien Presse“, die Anregung des Grafen Berchtold habe in den maßgebenden Kreisen und in der sonst ziemlich skeptisch veranlagten Gesellschaft Bulgariens gewisse Hoffnungen erweckt. Gewiß sei die österreichisch-ungarische Monarchie in ihren Aktionen vom besten Willen geleitet und liege ihr die Erstarkung der Türkei wirklich am Herzen. Allein in Bulgarien könne man sich mit den bis jetzt vorgeschlagenen und in Angriff genommenen Reformmaßnahmen nicht begnügen, die nicht einmal die türkischen Untertanen befriedigten. Bulgarien verlange menschenswürdige und die Existenzsicherheit verbürgende Verhältnisse für seine Stammesgenossen in Mazedonien. Die einzige, den Frieden sichernde Lösung der mazedonischen Frage sei die Autonomie Mazedoniens, das heißt die weitestgehende Dezentralisation in der Verwaltung der türkischen Provinzen.

Ein albanischer Bischof, der anlässlich des eucharistischen Kongresses in Wien weilte, äußerte einem Redakteur der „Reichspost“ gegenüber, daß sich die Lage in Albanien auch nach der Heimkehr der Albanier von Usküb nicht geändert habe. Nur wenn die Reformen unter europäischer Kontrolle zur Durchführung gelangen, könnte das Äußerste vielleicht noch abgewendet werden. Die Bedeutung der Berchtold'schen Anregungen wisse die albanische Intelligenz wohl abzuschätzen, allein das Volk ist in seinen Hoffnungen wiederholt getäuscht worden. Sobald der Bairam vorüber ist, wird nach der Ansicht des Bischofs der Aufstand erneut und mit größerer Wucht in Albanien ausbrechen.

Das unter dem Präsidium von Pasić gebildete serbische Kabinett stellt sich als homogenes altradikales Ministerium dar, in das die hervorragendsten altradikalen Politiker eingetreten sind. Das neue Kabinett verfügt zwar in der Skupstina gegenwärtig bloß über eine geringe absolute Majorität, es besteht jedoch die Aussicht, daß es auch die Unterstützung der altradikalen Dissidenten erhalten wird. — Der bisherige Minister des Äußern, Jovan Jovanović, wird zunächst wieder die Stellung des Generalsekretärs in diesem Ministerium übernehmen.

Aus Kopenhagen erhält die „Bosnische Zeitung“ nachstehende Mitteilung: Der bevorstehende englisch-

russische Flottenbesuch in Kopenhagen ist von einem Teile der englischen Presse in einer Weise besprochen worden, die den dänischen Ministerpräsidenten veranlaßte, eine offizielle Erklärung über die neutrale Politik Dänemarks abzugeben. Das konservative Organ „Bordland“ erklärt, daß man in Dänemark allen Grund habe, der englischen Auffassung, wonach es eine natürliche Sache wäre, daß Dänemark im Kriegsfalle für England und gegen Deutschland Partei nehmen müsse, zu widersprechen.

Tagesneuigkeiten.

— (19 uralte Studenten) sind nach den neuesten Ermittlungen an der Göttinger Universität eingeschrieben, d. h. solche, die bereits 10 Semester und mehr „studiert“ haben. Berlin weist von diesen „ewigen Musesöhnen“ sogar 62 auf und Bonn 20. Im ganzen zählt die Statistik 156 dieser „Dauerstudenten“ an sämtlichen Hochschulen. Wenn Göttingen von der Gesamtzahl mehr als den zehnten Teil für sich in Anspruch nehmen kann, so beweist das nur, daß es sich auch im „Leine-Athen“ „bene“ leben läßt, und nicht nur in „Jene“. Übrigens gab es 1904 an einer baltischen Universität einen Herrn, den „König der Studenten“ (wie man ihn mit Anspielung auf seinen Namen nannte), der eine „Studienzeit“ von 40 Semestern hinter sich hatte, als er anfang, in einjähriger mühevoller Arbeit das mühevolle medizinische Staatsexamen zu machen. Da ein Göttinger Student jährlich dem Staate 887 Mark kostet, so hat jeder dieser „bemoosten Burtschen“ in den zehn Jahren etwa 8870 Mark gekostet, alle zusammen aber 168.530 Mark.

— (Wiegenlieder durchs Telephon.) Das Telephon singt die Kinder in Schlaf. . . die amerikanischen natürlich. Der „Celair“ erzählt, daß Frau Harry G. Zander eines Abends in Steubenville in Ohio Whist spielte, als die „murse“ ihr von Newyork telephonierte, daß ihr Baby seit einer Stunde weine und daß nur die Stimme der Mutter es beruhigen könnte. Frau Zander befaß darauf der Kinderwärterin, die Hörer des Telephons an des Kindes Ohren zu legen; nachdem das geschehen war, begann sie ein Wiegenlied zu singen, und das Baby schlief wirklich ein. Die Gäste der Dame fanden die Sache sehr originell, und jetzt ist es in Amerika Mode geworden, die Babys durch telephonierte Wiegenlieder in Schlaf zu jagen.

— (Das musikalische Bett.) Allen denen, die abends nicht einschlafen können, sich ruhelos von einer Seite auf die andere werfen, das Kopfkissen umdrehen, Licht machen, das Licht wieder auslöschen und anfangen zu zählen: „Eins, zwei, drei . . .“ bis 1367, allen denen also, die nicht einschlafen können, weiß Dr. Cabanes eine tröstliche Nachricht zu melden: das musikalische Bett ist erfunden! Dr. Cabanes hat die Anzeige davon in irgend-einer Zeitschrift gefunden, allerdings sagt er nicht, wes Landes. Das ist aber auch einerlei, denn, wenn wir das musikalische Bett, das uns den Schlaf bringt, einmal haben, fragen wir nicht mehr nach dem woher. Dieses musikalische Bett ist nach einer Beschreibung des „Gaulois“ die sinnigste Erfindung, die man sich denken kann. Sobald man sich nur hineinlegt, beginnt es, sanfte, süße Weisen zu spielen, die auch den hartnäckigsten Nichtschläfer allmählich einlullen. Die Schlummerweisen hören nie auf, solange der Besitzer des Bettes im Bette liegt, denn

es ist sein Körpergewicht, das den sinnreichen Mechanismus in Gang hält! Gerade so wie das eintönige Aufprallen der Regentropfen an die Fenstersehnen, das gleichmäßige Ticken der Uhr oder ein ähnliches rhythmisches, gleichförmiges Geräusch einschläfernd wirken, so wirkt das musikalische Bett, und der Schläfer schließt weiter bis in die aschgraue Ewigkeit. Allein dies ist gewöhnlich gar nicht sein Wunsch. Die meisten Menschen huldigen der Sitte, morgens, früher oder später, zuweilen auch erst im Laufe des Vormittags, ihrem nächtlichen Lager zu entsteigen. Nun kann man ja die Dienstmagd an die Tür trommeln lassen, man kann eine Weckeruhr aufstellen, aber alle diese Mittel verschlagen gewöhnlich nicht viel: wenn man die Dienstmagd klopfen gehört hat, legt man sich wieder aufs Ohr. Die Weckeruhr erschöpft in wenigen Minuten ihre Kräfte oder wird unter die Bettdecke gestopft, wenn nicht gar in der Absicht des Zertrümmerns an die Wand geworfen, so daß ihre schrillen Töne nutzlos verhallen oder überhaupt verhindert werden. Der Straßenlärm weckt den Dauerschläfer nicht. Droschken und Straßenbahnen mögen unter den Fenstern lärmern, die Straßenhändler mögen in den höchsten Tönen schreien, alle siebzehn Klaviere des Hauses nebst einigen Grammophonen mögen gleichzeitig ertönen: der Schläfer schläft ruhig weiter. Nicht so, wenn er im „Musikalischen Bette“ schläft. Ebenso sicher wie das Einschlafen erfolgt auch das Wachen des Morgens. Hat man abends den Hebel auf eine bestimmte Zeit gestellt, so steht er unverrückbar fest. Zur richtigen Zeit beginnt das Wachen: das musikalische Bett musiziert. Es musiziert mit Pauken und Trompeten, lauter und immer lauter. Es gibt kein anderes Mittel, den Höllenlärm zum Schweigen zu bringen, als das Aufstehen, denn wieder ist es das Gewicht des im Bette Liegenden, das den Mechanismus in Betrieb setzt!

— (Cupido auf hoher See.) Der kleine Bogenschütze trifft zwar überall in der Welt sein Ziel, und der liebevollen Herzen gibt es unzählige, aber es scheint doch, als ob der geflügelte Knabe seine Lieblingsjagdgründe hat, auf denen er besonders reiche Beute findet. Solche Hauptschießplätze für Cupido sind die großen Bergnützungsdampfer, und das „Verlobungsschiff“ eines bekannten Romans steht durchaus nicht vereinzelt da. Auf dieser begrenzten Sphäre, die doch immerhin weit genug ist, um den mannigfachen Irrungen und Wirrungen des Herzens genug Spielraum zu lassen, häufen sich Komödien, Tragödien und Tragikomödien der Liebe; ein Zufall läßt die Herzen lichterloh entflammen in dieser Welt für sich, wo es so viele müßige Zeit, so viel phantastisches Träumen und so viel Gelegenheit zur Annäherung gibt. Und hart steht hier neben der Verlobung die Entlobung. Trat da die schöne Tochter eines reichen englischen Anwalts mit ihrer prächtigen Brautausstattung die Reise nach Indien an, wo sie der Bräutigam nach vierjährigem Warten zum Altar führen wollte. Sie sehnte sich sehr nach dem Geliebten, schwur ihm in ihren Briefen Treue in Ewigkeit, doch Cupido wollte es anders. Sie hatte noch nicht den Kanal verlassen, da machte sie die Bekanntschaft eines Reisegefährten, eines schönen, jungen Offiziers, der nach Indien zu seinem Regiment zurückging; und noch war der Suezkanal nicht passiert, da gestand er ihr seine Liebe. Zwar wehrte sie sich in dem Gedanken an den anderen, aber auch bei ihr war Neigung stärker als Pflicht, und als der harrende Bräutigam sie in Indien am Schiff erwartete, um sie zum Bund fürs Leben zu gewinnen, da konnte er noch hören,

Leben heißt kämpfen.

Roman von H. Court's-Mascher.

(55. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fritz und Maria hörten ihm voll inniger Teilnahme zu. Als er zu Ende war mit seiner Beichte, drückte ihm Fritz die Hand. Dieser Händedruck sagte mehr als Worte. Und in Marias Augen standen Tränen.

„Siehst du, Onkel Fritz,“ fuhr Bernhard fort, „und nun kam ich zu Euch, um Euch zu bitten, nehmt Eva bei Euch auf. Wendenburg schickt mich deshalb zu Euch, aber noch mehr treibt mich mein eigenes bedrücktes Herz. Ich bin mit schuld, daß Eva die Heimat verloren hat, und ich weiß sie bei ihrer Mutter in einer unwürdigen Umgebung. Ihr Herz ist wund und zerrissen, sie bedarf der Liebe, der verständnisvollen Teilnahme. So komme ich in meiner Not zu Euch. Seid ihr, was Ihr mir gewesen seid, bei Euch weiß ich sie gut aufgehoben. Du, Tante Maria, wirst ihr Freundin, Mutter sein können und mich dir tausendfältig zur Dankbarkeit verbinden. Und gib ihr Arbeit, einen Pflichtenkreis. Ich weiß, du kannst den Haushalt und die Sorge um die Kinder ruhig in ihre Hände legen. Sie wird dein Vertrauen rechtfertigen. Nicht wahr, Ihr nehmt sie auf?“

Maria umfaßte herzlich seine Schultern. „Das bedarf doch der Versicherung nicht, Herbert. Selbst wenn es für mich nicht so ein großer Gewinn wäre — ich suche ja schon lange nach einer Persönlichkeit, der ich meine Kinder und meinen Haushalt anvertrauen kann, — ich würde sie doch aufnehmen, dir zuliebe. Verlaß dich auf uns, Herbert, deine arme Eva soll von uns gehütet werden wie ein eigenes, liebes Kind.“

Herbert küßte ihr inbrünstig die Hand. „Ich wußte, daß ich nicht vergeblich bitten würde. Ihr beiden lieben Menschen habt mir schon aus mancher Not

geholfen, nun auch aus der schlimmsten, die mich je betroffen.“

Sie berieten nun die Ausführung des Planes. Maria erbot sich kurz entschlossen, Eva gleich selbst von Berlin abzuholen. Bei ihrem Charakter sei gar nicht sicher, daß sie einer brieflichen Aufforderung allein Folge leistete. Es gab da vielleicht allerlei Bedenken zu zerstreuen.

„Und kurz und gut, ich reise selbst hin und komme ohne sie nicht zurück,“ sagte sie zum Schluß.

Fritz lachte über ihre kriegerische Haltung.

Die drei Menschen setzten nun fest, daß Maria am übernächsten Tage nach Berlin reisen würde, ohne daß man Eva zuvor davon Mitteilung machte. Sobald sie mit Eva die Heimreise antrat, sollte sie ein Telegramm nach Hattenfeld absenden, welches den glücklichen Ausgang ihrer Expedition meldete.

Zum Schluß drückte Bernhard Onkel und Tante noch einmal die Hände.

„Ich bin euch schon so viel Dank schuldig, und weiß nicht, wie ich das je wettmachen soll. Laßt euch von mir weiter lieben und verehren, wie ein dankbarer Sohn. Und wenn ich in der nächsten Zukunft nicht zu euch komme, so wißt Ihr, daß es nur Ewas wegen geschieht. Wir dürfen uns jetzt nicht wiedersehen, bis wir unsere Herzensruhe wiedergewonnen haben,“ sagte er bewegt.

So hatte Herbert alles getan, um Eva eine gute Stätte zu bereiten. Er reiste ruhiger und befreiter wieder zurück. Es hatte ihm unendlich wohl getan, sich einmal offen und rückhaltlos aussprechen zu dürfen. Und Onkel Fritz' gute und verständige Worte waren auf fruchtbaren Boden gefallen.

Immer mehr fühlte sich Eva von dem Wesen ihrer Mutter abgestoßen, und Charlotte nahm seit dem ver-

unglückten Versuch, sich Ewas Schönheit zunutze zu machen, nur wenig Notiz mehr von ihr.

Sie schlief bis Mittag, lag dann stundenlang mit irgendeinem Roman auf dem Sofa, rauchte dabei eine immense Zigaretten oder knabberte kandierte Früchte. Sie ließ von Frau Krusmann außerlesene Speisen herbeischaffen, und bei keiner Mahlzeit durfte der geliebte Sekt fehlen. Eva erhob keine Einwendungen, obwohl es ihr unangenehm war, daß Charlotte auf Onkel Forsts Kosten so verschwenderisch lebte.

Abends ging Charlotte stets aus. Dann kam Frau Krusmann herein und umsorgte Eva in ihrer derben, aber gutmütigen Art, und diese ließ es sich lächelnd gefallen.

Eines Abends kam Charlotte gegen ihre Gewohnheit bald wieder nach Hause. Eva war noch nicht zu Bett gegangen und blickte erstaunt auf, als ihre Mutter sehr aufgeregt ins Zimmer trat.

Sie zerrte ungeduldig die Handschuhe von den Händen, warf den neuen, feinen Hut in weitem Bogen auf einen Sessel und zog so unruhig und nervös an ihrem Kleide, daß der Beßel zerriß. Dabei sprach sie kein Wort, nur ihre Augen irrten unruhig umher. Sie sah entschlossen schlaff und verfallen aus, trotz Puder und Schminke.

Eva betrachtete sie schweigend eine lange Zeit. Dann erhob sie sich.

„Ist dir etwas geschehen, bist du unwohl?“

Charlotte lachte laut auf.

„Nein, warum denn?“

„Weil du früher heimkehrst, als sonst.“

Ihre Mutter verzog höhnisch den Mund.

„Vielleicht trieb mich die Sehnsucht nach dir heim.“

Das junge Mädchen blickte sie ernst und ruhig an.

„Ich weiß, daß dies nicht der Fall ist. Übrigens

siehst du unwohl und elend aus.“

(Fortsetzung folgt.)

daß sie einem anderen gehörte. — Lustiger ist die Geschichte von einer reichen jungen Witwe, die mit ihrer Kammerjungfer und ihrem über alles geliebten Schoßhündchen auf einem großen Amerikadampfer die Aufmerksamkeit der ganzen Herrenwelt erregte. Als sie eines Tages am Deckrande übers Meer hinausträumte, machte sich ihr wolliger Liebling aus ihren Armen los und fiel ins Wasser. Ein Schreckensschrei entrang sich ihren Lippen; dann stand sie fassungslos und brach in Tränen aus. Aber schon hatte sich ein Schiffsoffizier über die Brüstung geschwungen und sprang ins Wasser. Es glückte ihm, den mit den Wellen kämpfenden Liebling zu retten und seiner Herrin wohlbehalten wiederzugeben. Einige Monate später hatte das Schiff einen tüchtigen Offizier verloren und die Witwe einen Gatten gewonnen.

— (Madame Nordica's Entfettungskur.) Madame Nordica, die berühmte Primadonna, ist um eine nicht geringe Sorge erleichtert worden. Auf manche ihrer früheren Glanzrollen mußte sie verzichten, weil sie — gelinde gesagt — zu umfangreich wurde. Durch ein Zaubermittel hat sie nun die Schlankheit ihrer Jugend wiedererlangt. Anstatt nun aber ihren Mitbewerberinnen, die denselben Kummer haben wie sie, aus edler Nächstenliebe das Geheimnis ihrer Entfettungskur zu verraten, hüllt sie sich in tiefes Schweigen und weist alle Anfragen mit lächelndem Gesicht ab. „Mein Mann ist ein ausgezeichnete Geschäftsmann. Er will eben aus unserer Erfindung Kapital schlagen und deshalb darf ich eigentlich nichts verraten. Zu einigen Andeutungen will ich mich aber doch bequemen. Niemals soll eine Frau so töricht sein, durch übermäßigen Sport oder gar durch eine Hungerkur ihr Gewicht gewaltsam herunterbringen zu wollen. Wird sie glücklich zehn Pfund los, so ist sie um zehn Jahre gealtert. Die einzig gesunde Entfettungskur ist eine regelrechte Schwitzkur. Damit komme ich aber zu meinem Geheimnis, das in der rechten Zusammensetzung des Schwitzbades besteht. Der Erfolg ist nicht nur wunderbar, insofern, als das Gewicht erheblich reduziert wird, sondern man fühlt nach jedem Bade neues Leben in seinen Adern pulsieren. Und „last not least“ wird die Haut so zart wie — was soll ich sagen! — wie die eines Babys.“ Zum Schluß versprach Madame Nordica dem findigen Interviewer, der ihr diese Enthüllung entlockte, ihren Gatten noch einmal mit Witten zu bestürmen, die Wohltäterin aller „Starke des schwachen Geschlechtes“ werden zu können.

— (In einem Tage von Europa nach Amerika!) Der Flieger Bedrines in London erklärt, daß er demnächst einen Motor bauen werde, der 300(!) Kilometer in der Stunde leisten könne, und er werde damit im nächsten Frühjahr von Europa nach Amerika fliegen und den Flug in einem(!) Tage beenden.

— (Gefühl ist alles.) „Entschuldigen Sie, mein Herr, ich glaube, Sie sitzen auf meinem Hut.“ — „Ist's ein harter oder ein weicher?“ — „Ein weicher, mein Herr.“ — „Dann sitze ich bestimmt nicht drauf.“

Die Kunst zu lüften.

Nun steht die Jahreszeit unmittelbar vor der Tür, wo wir in unserem Klima wohl oder übel lange Zeit in geschlossenen Räumen leben müssen, und die Frage der Lüftung der Wohnräume, die immer einen wichtigen Abschnitt in der Gesundheitspflege des Alltags bildet, wird besonders dringend.

Wie soll man lüften? Die Frage ist leicht gestellt und wird seit langer Zeit auf verschiedene Weise beantwortet, aber die Wissenschaft hat noch lange keine eindeutige Antwort darauf gegeben. Gerade jetzt tritt der Physiologe Leonard Hill auf der Jahresversammlung der British Association mit Anschauungen hierüber hervor, die zu den herkömmlichen im Widerspruch stehen. Der Techniker lüftet so, daß ein gewisser Kohlenstoffgehalt in der Atemluft nicht überschritten wird, denn Kohlenstoff hält er für einen sehr schädlichen Bestandteil in der Luft. Das ist nun nach Hills Ausführungen arg übertrieben und der Kernpunkt der Lüftungsfrage liegt ganz wo anders. Selbst in einem sehr schlecht gelüfteten Raume dürfte der Kohlenstoffgehalt kaum jemals ein halbes oder gar ein Prozent erreichen. Aber selbst wenn dies der Fall wäre, wird die Atmung dadurch gar nicht beeinflusst, denn die Luft in den Lungen enthält, dank der Regulierung durch den Körper selbst, fünf bis sechs Prozent. Überdies atmen wir bei jedem Atemzuge einen Teil der Luft wieder ein, die eigentlich ausgeatmet werden sollte, die nämlich, die bei der Bewegung des Ausatmens im Luftröhrensystem bis zur Nase bleibt. Bei einem nicht arbeitenden Menschen beträgt dieser Betrag nach Hill etwa ein Drittel der ganzen Fassungskraft der Lunge. Da nun diese Luft stark kohlenstoffhaltig ist, kann die geringe Menge Kohlenstoff, die von außen her zukommt, keinen Einfluß darauf haben. Das Märchen von der Schädlichkeit der Kohlenstoff wird sogleich entkräftet, wenn man daran denkt, wie etwa ein schlafendes Kind atmet, das sich zusammengekrümmt unter die Bettdecke vergraben hat oder in einem Bette mit Vorhängen liegt, wo der Atmungsraum und demnach die Menge der Atmungsluft beschränkt ist. Gleiches findet sich bei allen Tieren, die zusammengekrümmt, die Nasen irgendwo in ihr Fell vergraben, schlafen, um sich warm zu halten. Ebenso ist es mit den Rissen unter den Flügeln der Henne: die eingeatmete Kohlenstoff hat gewiß noch keinen Schaden angerichtet.

Bei den Bestandteilen der Luft, die die Nase beleidigen, kommt Hill zu der gleichen Ansicht: Gerüche, selbst die übelsten, mögen sehr unangenehm sein, aber schädlich sind Gerüche an sich nicht, ob es sich nun um die Aus-

dünstungen einer Leimsiederei, eines Fischlakens, einer Seifensiederei oder um Kanalisationsröhren handelt. Die Arbeiter, die hier zu tun haben, leiden unter den üblen Gerüchen durchaus nicht, abgesehen von anderen Schädlichkeiten, etwa Bakterien, denen sie dabei ausgesetzt sind. Die üblen Gerüche empfinden sie dabei meistens gar nicht, weil sie daran gewöhnt sind, ebenso wie Leute, die eine Kanalisationsröhre besichtigen und zuerst den Geruch als entsetzlich beurteilen, schon nach zehn Minuten gar nichts mehr davon riechen. Beiläufig bemerkt, enthält die Luft in einer Kanalisationsröhre gewöhnlich weniger Bakterien als die in einem Schlafzimmer! Am schlimmsten bestellt, wenigstens nach landläufiger Ansicht, ist es wohl um die Atemluft auf kleinen Fischereifahrzeugen. Aber auch sie bleiben, trotz der vorgeblich schlechten Luft, kerngesund.

Worauf es beim Lüften nicht ankommt, wenigstens in hygienischem Sinne, ist hienach wohl klar. Aber was ist nun das positive Ergebnis der Untersuchungen Hills? Die Kohlenstofffrage kann beiseite gelassen werden, und den üblen Gerüchen gegenüber ist der Ventilationstechniker ziemlich hilflos, wie schon Peitenkofer gesagt hat: Wenn in einem Raume ein Düngerhaufen ist, muß er entfernt werden; es nützt nichts, wenn man den Versuch macht, den Geruch wegzublasen.

Die wesentliche Aufgabe der Lüftung von Wohnräumen sieht Hill vielmehr darin, daß man für richtige Kühlung und für bewegte Luft sorgt. Besonders da, wo Menschen dicht beisammen sitzen, etwa in Schulen oder im Theater, ist die Luft zwischen ihnen völlig bewegungslos. Es tritt das bekannte Gefühl des Heißwerdens ein, das durchaus den Tatsachen entspricht. Die Luft zwischen den einzelnen Menschen ist wirklich warm und dazu mit Wasserdampf so übersättigt, daß der Körper des einzelnen weder Wärme ausstrahlen, noch Wasserdampf abgeben kann, wenigstens nicht in nennenswertem Umfange. Der Körper reagiert darauf durch Pulsbeschleunigung und Rötung der Haut, weil weniger Blut in die Eingeweide und ins Gehirn und desto mehr in die Gefäße der Oberfläche geschickt wird.

Hills Ergebnis ist demnach, man soll, statt den Versuch zu machen, die Luft zu erneuern, nur für Bewegung und Abkühlung sorgen, wozu ein gewöhnlicher Fächer oder ein elektrisch betriebener Apparat dienen kann.

Der Höhenrekord Garres'.

Der Flieger Roland Garres, der kürzlich durch seinen kühnen Flug wieder den Höhenrekord an sich gebracht hat, veröffentlicht in mehreren Pariser Blättern fesselnde Schilderungen der abenteuerlichen Fahrt: „Seit acht Tagen war ich bereit, von neuem einen Angriff auf den Rekord zu unternehmen. Der Apparat, den Blériot nach meinen Angaben konstruiert hatte, war in allen Teilen sorgfältig geprüft; aber der Himmel hing schwarz voll Wolken. Endlich zeigten sich ein paar blaue Stellen. Also machen wir den Versuch. Die Fahrt beginnt mit Benzin für zwei Stunden, mit einem Sauerstoffapparat und einem Kostüm, das eines Polarforschers würdig wäre. Es ist 1 Uhr 45 Minuten. Die Wolken erreiche ich in etwa 1000 Meter Höhe nach 4 Minuten, und ich durchfliege sie durch ein blaues Loch. Alles ginge gut ohne diese schrecklichen Wolken, die mir schon das Meer verbergen. Ich kann nur in Unterbrechungen links von mir Durchblicke auf die Erde erhalten. Ein besonders hergerichtetes Barometer ist vor meinen Augen angebracht, so daß ich die Regelmäßigkeit des Aufstiegs genau beobachten kann. Ich steige sehr schnell; noch fliege ich keine zehn Minuten und bin schon 2000 Meter hoch. Dann 3000! Ich bemerke jetzt links von mir durch eine Wolkenöffnung die Küste; aber ich habe den Eindruck, daß ich, statt mich ihr zu nähern, mich rückwärts entferne. Und doch macht meine Maschine 115 Kilometer in der Stunde. . . 4000! Kein Zweifel mehr: ich werde von dem Winde entführt, der also mehr als 115 Kilometer in der Stunde machen muß. Man könnte indessen glauben, in völliger Windstille zu sein, so regelmäßig ist er. Unter mir erblicke ich von Zeit zu Zeit wie durch eine Luke ein Stück der normannischen Ebene, dank den Löchern, die ich in den Flügeln meiner Maschine habe anbringen lassen. Der Motor wird schwächer: jetzt kommen Versager! Ich suche eine neue Dosierung des Benzins, die sie unterdrückt.“

Trotz der dicken Kleidung packt mich die Kälte. Am mich aufrecht zu halten, greife ich zu der Sauerstoffflasche neben mir und atme nun beständig durch ein Kautschukrohr; dabei zähle ich die Schläge des Motors, deren Zahl normal bleibt. Der Aufstieg wird mühsam. 4600! Ich habe meinen früheren Rekord wieder. Die Maschine beginnt auf der Luft, die nicht mehr trägt, zu treiben. Die Barometernadel läuft wagemutig über das Papier: ich steige nicht mehr! Der Kampf gegen die Versager des Motors wird schwieriger. Ich hoffe noch 500 oder 600 Meter höher zu kommen, aber ich sehe, daß mein Sauerstoffvorrat vorzeitig zu Ende geht. Nach kurzer Zeit sehe ich die Barometernadel wieder steigen. Jetzt sind es 4800 Meter, die Höhe des Mont Blanc. Ich habe nur noch einen Schluck Sauerstoff und mein Motor setzt immerfort aus, so daß die Nadel sogar einmal fällt. Aber ich bin wie hypnotisiert von der 5000 Meter-Linie, die nur noch 2 Millimeter entfernt ist von der registrierenden Feder. Nichts wird mich dazu bringen, abzustiegen, ehe eine Panne eintritt oder das Ziel erreicht ist. Ich suche einen günstigeren Luftstrom und nehme alle meine Hilfsmittel des alten Akrobaten zusammen. Endlich steigt die Linie wieder

schwach an und ich gewinne noch 150 bis 200 Meter. Die Atmung ist jetzt sehr mühsam. Aber da sind die 5000! Ich habe sie! Ich will sie überschreiten. Ein Unheil kündender Stoß mit einem lauten Geräusch! Mein Motor schüttelt buchstäblich die Maschine. Mit einer fast augenblicklichen Bewegung, die schneller ist als jeder Gedanke, habe ich die Zündung abgestellt und gehe zum Gleitsfluge über.

Jede Schraubendrehung bringt eine heftige Erschütterung der ganzen Maschine hervor, und ich versuche den Abstieg so langsam wie möglich zu machen, um meine dadurch schon sehr mitgenommenen Flügel zu schonen. Augenscheinlich ist ein wichtiges Stück, wahrscheinlich eine Kurbelstange, im Motor gebrochen. Aber die Erschütterungen werden geringer und endlich steht die Schraube still. Ein mehr oder weniger scharfes Pfeifen, je nach der Schnelligkeit des Abstiegs, begleitet den Flug. 4500 Meter trennen mich noch von der Erde, aber ich habe die deutliche Empfindung, daß ich der Gefahr entronnen bin. Bei 1500 Meter durchschneide ich die Wolken und zu meiner Freude liegen unter mir prächtige Weideplätze; ich hätte keinen schöneren Landungsplatz finden können. Ich stehe gerade gegen den Wind und komme fast auf der Stelle herab. Noch einige Sekunden der Spannung, dann lande ich sanft auf einer prächtigen Wiese.

Fokal- und Provinzial-Nachrichten.

— (Sanktionierter Gesetzentwurf.) Seine Majestät der Kaiser hat mit Allerhöchster Entschließung vom 7. September d. J. dem vom Landtage des Herzogtums Krain beschlossenen Entwurf eines Gesetzes, betreffend das Rechtsmittelverfahren gegen Entscheidungen und Verfügungen der Gemeinde- und sonstigen autonomen Behörden, die Allerhöchste Sanktion erteilt.

— (Der eucharistische Kongress.) Vorgestern fand die feierliche Schlussfeier statt. Hierin wurde Seiner Heiligkeit dem Papste der Dank für das erlassene Komuniondekret ausgedrückt. Brausende Ovationen wurden dem Kardinal Amette dargebracht, der dem Kardinal Ragl und allen Organisatoren des Kongresses für das glänzende Gelingen desselben dankte. Kardinal Amette feierte Seine Majestät den Kaiser und die kaiserliche Familie als Hort des Christentums. Schließlich verdolmetschte der Kardinal die Wünsche des katholischen Frankreich für die katholischen Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie. Kardinal-Legat von Roffsum brachte in einer längeren Rede der Mithilfe, die sämtliche Mitglieder des Kaiserhauses den Vorarbeiten des Kongresses gewidmet haben, und dankte den Kardinalen, Bischöfen und dem gesamten Klerus für ihre Mitarbeit. Hierauf teilte Bischof Heylen mit, daß der nächste Kongress vom 24. bis 27. April 1913 in Maila tagen wird. Einer Meldung des „Slovenec“ zufolge wurden am Samstag Herr Landeshauptmann Dr. Sustersić sowie die Herren Landesauschüsse Dr. Lampe und Dr. Bajec vom Kardinallegaten von Roffsum in Privataudienz empfangen. Der Herr Landeshauptmann brachte die Ergebenheit des Landes Krain gegenüber Seiner Heiligkeit dem Papste zum Ausdruck, worauf Seine Eminenz Kardinal von Roffsum der Freude über die so zahlreiche Beteiligung der Slovenen und der Kroaten am Kongresse Ausdruck ließ und im Namen des Papstes den Vertretern des Landes Krain den Segen erteilte. — Vorgestern abends fand ein Empfang bei Hof statt, zu dem, wie man uns aus Wien meldet, aus Krain der hochwürdigste Herr Fürstbischof Dr. Jeglič, Herr Landeshauptmann Dr. Sustersić samt Frau Gemahlin und Herr Propst Dr. Elbert erschienen waren.

— (Kommandoübergabe.) Herr Generalmajor Ignaz von Schmid ist auf Inspizierung abgegangen und hat das Stationskommando an Herrn Oberst Karl Zahradniczek, Kommandanten des Landwehrinfanterieregiments Nr. 27, übergeben.

— (Militärische Verschlussmarken mit Schlachtbildern.) Das Kriegsministerium hat im Militärgeographischen Institute in Wien nach Schlachtbildern Verschlussmarken herstellen lassen, besonders nach Abbildungen, die den Regimentsfeiertagen der einzelnen Truppenkörper entsprechen. Auf diese Art sollen die Armee und deren Taten popularisiert werden.

— (Bau von Sammelkanälen in Laibach.) Bekanntlich hat sich der Laibacher Gemeinderat entschlossen, aus sanitären Gründen zu beiden Seiten des Laibachflusses von der Abzweigung des Gruberkanals an bis zur Peterstafelne einen Sammelkanal erbauen zu lassen, die unterhalb der projektierten Stauschleuse nächst dem Zwangsarbeitsause in den Laibachfluß münden sollen. Die Baukosten wurden mit rund 700.000 K präliminiert. An der Konkurrenz zur Ausführung der Arbeiten, deren Termin vorgestern abgelaufen ist, beteiligten sich nur vier Bauunternehmungen, und zwar: M. Kella & Neffe in Wien (586.665 K), Valentin Scagnetti in Laibach (654.761 K), Krainische Baugesellschaft in Laibach (699.152 K) und Jaz & Horn in Laibach (750.993 K). Der Gemeinderat wird in den nächsten Tagen zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen werden, um bezüglich der Vergabung der Sammelkanalbauarbeiten Beschluß zu fassen. Die Arbeiten sollen sofort in Angriff genommen werden.

— (Die elektrische Kraftstation am Završnicabache.) Der krainische Landtag hat bekanntlich jüngst zum Zwecke der Errichtung eines hydroelektrischen Kraftwerkes am Završnicabache einen Kredit von zwei Millionen Kronen

